Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 30 (1926-1927)

Heft: 2

Artikel: Aus der Hauptstadt Meneliks

Autor: Müller, Hans.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sie nicht, dort hat man andere Maßstäbe und nimmt man die Dinge von der andern Seite... Zudem, ich möchte mein Werk nicht zerstören." "Welches Werk?"

"Ihr Glück. — Es ist mein einziges großes Werk, in welchem ich mich selbst übertraf, das mir vollkommen gelang. Ich will nicht Hand daran legen, es soll mich überdauern."

"Ich soll also nichts tun? Alles laffen, wie es ist? Ich habe Ihnen keinen Wunsch zu erfüllen?"

"Kei — nen — ", antwortete er langsam. Seine Stimme verklang. Dann setzten lange, schwere Atemzüge ein. Er sah mich nicht mehr und hörte mich nicht mehr. Ermattungsschlaf umfing ihn. Ich blieb an seinem Bette stehen, vertiefte mich in sein Gesicht und dachte darüber nach, weshalb er, der in meinen Augen ein Held war, sich selbt für einen Schwächling hielt.

Nach einer Stunde glitt eine Pflegschwester

in das Zimmer: meine Ablösung.

In der dritten Nacht darauf starb er. Die Pflegeschwester, die wachte, merkte es lange nicht, daß er tot war. Als das Leben in ihm keine Nahrung mehr fand, erlosch es, wie eine Lampe, der das Del ausging.

Gegenfähe.

Jart und klein und schmächtig ist dein Körper, Schwach und keiner schweren Arbeit fähig; Doch aus deinen stillen Augen leuchtet Eine Seele, die mit starkem Mute Lasten trägt, die andere erdrückten.

Martha Rubn.

Aus der Kauptstadt Meneliks.

(Abdis-Abeba, Abessinien.) Von Hans R. Müller.

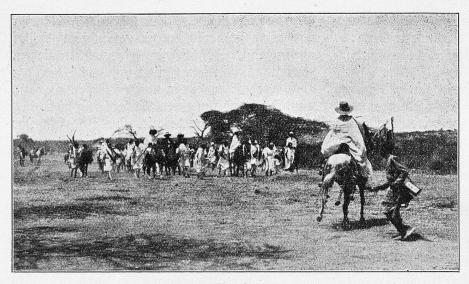
Wer hätte nicht von Menelik gehört, dem volkstümlichsten Fürsten des Orients! Wohl ist er seit Jahren tot, aber die Erinnerung an ihn ist noch überall lebendig und sein Name in jedem Gedächtnis auß engste mit Abessinien verknüpft. Menelik ist der Neubegründer des acthiopischen Keiches und der Gründer von Adsöß-Abeba, der heutigen Hauptstadt des Landes. Seinem Willen verdankt Addis-Abeba ihre Entstehung, seiner Klugheit und seiner Umsicht ihre Entsaltung und ihr Blühen. Adsöß-Abeba ist deshalb in mehr als einem Sinne die Stadt Meneliks.

Die alte Hauptstadt bes aethiopischen Keisches war Gondar, im Norden des Landes. Als Menelik, der König von Schoa, die übrigen Provinzfürsten unter sein Szepter gezwungen hatte und zum "König der Könige von Aethiopien" emporgestiegen war, wurde der Schwerpunkt des Keiches nach Süden verlegt und Ankober, die Hauptstadt von Schoa, zur Hauptstadt des Keiches. Später verlegte Menelik die Kesidenz nach Ankotto. Doch vertrieben ihn Dürre und Wassermut bald von diesem Ort. Er zog einige Stunden südebwärts und steate an den offenen Hängen

bes Hochlandes seinen Spieß in die Erde. Der neue Ort war günstig, Wasser war genug da und Raum für die weiteste Entwicklung vorhanden. Auf einem sanft gerundeten Hügel ließ er die Königsburg errichten und aus dem Beltlager der ihn begleitenden Vasalsen und Krieger erstand Addis-Abeba, die Keue Blume.

So wurde der Ort auf Wunsch von Meneliks Gattin, der Kaiserin Taïtu, genannt. — Das geschah vor 35 Jahren. Heute zählt die Stadt nach den geringsten Schätzungen hunderttausend Einwohner, nach andern sogar doppelt soviel! So kann im Lande eines unumschränkten Monarchen über Nacht eine Stadt entstehen.

Auf einer schwachgeneigten Hochebene, 2500 Meter über dem Meeresspiegel, dehnt sich diese Stadt weithin über den offenen Hang, eine Siedelung von riesigem Umfang. Fernhin sind die runden, strohgedeckten Hütten sichtbar, aus denen freundliche Käuchlein emporsteigen und die von hohen schlanken Gukalhptusbäumen überragt werden. In drei Tagen klettert die Cisenbahn vom Roten Meer in unzähligen Schlangenwindungen zu diesem Hochland em=



Vor der Stadt.

por. Durch die ausgeglühte Somaliwüste, durch sonnverbrannte Gebirgsgegenden, endlose Steppen und üppige Tropenlandschaften eilt der leichte Zug. Nach drei mühseligen Reisetagen ist die Bahn am Ende und entläßt die Reisenden zu Füßen der Hauptstadt des "schwarzen Kaiserreichs".

Der Bahnhof, aus einigen Holzbaracken und Schuppen bestehend, liegt in einiger Entfernung unterhalb der Stadt und bietet bei der Einfahrt ein belebtes Bild: Hunderte von Eingeborenen haben sich eingefunden, um zu sehen, was die Eisenbahn, die jede Woche zweimal kommt, alles heraufgebracht hat vom Meer und aus der weiten Welt. In dicken Haufen

stehen sie da, in weiße Gewänder gehüllt. Aus schwarzen Gesichtern

blinken schneeweiße Bähne. Bald hebt ein ungeheures Gekreische und Durcheinanderrennen an, und wohl dem, der, den alles durcheinanderwerfenden

Böllnern entronnen, sich auf ein Maultier setzen kann, das ihn eine breite Straße zur Stadt hinauf trägt. Zu Fuß kann man hier nicht gehen, denn eins mal macht die beträchtsliche Meereshöhe in den Tropen dem Euros

päer das Gehen beinahe unmöglich und dann er= fordert es die Sitte, denn hier geht nur der arme Teufel zu Fuß. — Nach einer Umbiegung läuft die rote sandige Straße in gerader Richtung zur Stadt hinauf, die sich vor den Blicken ausbreitet und von einem Hügel be= herrscht wird, der mit merkwürdigen Gebäulich= feiten besetzt ist: mehr= stöckige Holzpavillons in= dischen Stils, Pagoden vergleichbar, erheben sich aus einem Gewirre von

Dächern und Grün; ein weißes Steingebäude mit hohen kirchenähnlichen Fenstern hebt sich scharf hervor; Mauergürtel umziehen den Hügel und überall ragen die hohen hagern Stämme des Eukalhptusbaumes empor. Das ist der "Gebi", die Königsburg, wo heute Soaditu, die Tochter Meneliks residiert.

Auf der Straße herrscht reges Leben: eine bunte Gesellschaft reitet der Stadt zu, Männer und Frauen, Eingeborne und Europäer, auf Maultieren und zu Pferde, während ein Troß von Dienern hinten nachläuft und halbnackte Neger Lasten auf dem Kopfe voraustragen. Von der Stadt her kommt eine Kamelkarawane. Langsam und gemessen schreiten die Tier vor=



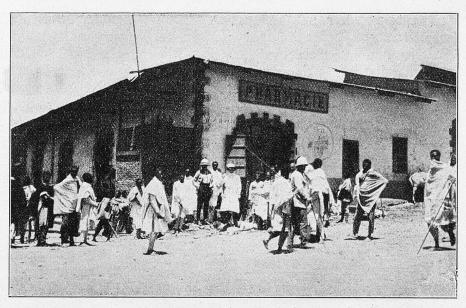
Ein abessinischer Häuptling mit seinen Anechten.

über, eines hinter dem andern, in gleichen Ab= ständen, das Halfterband des hintern Tieres an den Schwanz des vordern gebunden. Ein abessini= scher Krieger trabt vor= über; stolz sitt er auf sei= nem Maultier, den breit= frempigen Borfalino tief in der Stirne, wie ein forsischer Räuberhaupt= mann; seine gewehrtra= genden Knechte laufen hinter ihm her, barfuß, über Stock und Stein. —

Etwas unterhalb der Stadt liegt das Hotel de France, ein aus rohen

Steinen gebautes Haus, das lang und niedrig, mit vielen Stallungen und Schuppen, an ein Hospiz auf einem Bergpaß erinnert. Hier hält der Omnibus, der uns unterwegs eingeholt hat. Kon sechs Maultieren gezogen, hat er den hol= perigen, steinigen Weg schwankend und knar= rend, doch ohne Unfall zurückgelegt. Ein Rei= sender entsteigt ihm, der zu unserem Erstaunen noch wohl erhalten ist.

An der Straßenkreuzung entsteht ein Ge= dränge. Ein Trupp Esel, mit Heubündeln beladen, zieht von der einen, eine Herde Schafe und Rinder von der andern Seite vorüber. Stumpfsinnig drängt sich mein Reittier durch die langhörnigen Buckelrinder hindurch, und



Deutsche Apotheke am Marktplatz.

der Treiber hat alle Hände voll zu tun, um dem Tier und dem Reiter einen Durchgang zu ma= chen. Erbarmungslos schlägt er mit seinem Bambusrohr auf die Leiber der Tiere und stößt die Menschen unsanft beiseite, die ihm den Weg versperren. Endlich sind wir am Eingang zur eigentlichen "Stadt", kenntlich an zwei steiner= nen Türpfosten und einer Zöllnerhütte, vor der einige bärtige Gesellen in zerlumpten Uni= formen herumhoden. Ziemlich steil geht's zum Markt empor. Auf beiden Seiten der Straße sind zusammengebaute barackenartige Häuser mit Kaufläden, die mit amharischen, arabischen, armenischen, griechischen und französischen Lettern wie mit Ornamenten verziert sind. Am

> obern Ende der Straße steht das Stadthaus von Addis=Abeba. In amha= rischer Schrift steht es drangeschrieben und dar= unter lieft man in latei=

nischen Buchstaben:

Municipalité d' Addis-Abeba-

Darüber ist naiv und un= geschickt in grellen Farben ein Löwe gemalt, der gut= mütig herunter lächelt und an seinen Taten die aethiopische Trikolore hält. Es ist eine baufällige Holzbaracke, dieses Stadt= haus, mit eingeschlagenen



Markthändler packen ihre Waren aus.

Fensterscheiben, leer und unbewohnt. Umso lebhafter geht es dafür draußen zu. An der Ecke wird ständiges Gericht gehalten. Ein Richter hockt mit seinen Beigegebenen in einem offenen Andau auf einem Podium, die Beine kreuzweise übereinander geschlagen, den unentbehrlichen Fliegenwedel in der Hand und hört die Parteien an, die laut gestikulierend auf der

Samstag besuchen. Dann ist eigentlicher Markttag; dann kommen die Bauern von allen Seiten in die Stadt, Lasten tragend, beladene Eselchen antreibend. Besonders stark ist das weibliche Element vertreten, denn die Frau ist bei den Schwarzen immer noch das nützlichste und geschickteste Lasttier. Da kommen diese schwarzen Bauern von den oft viele Tagereisen ent-



Der Holzmarkt.

Straße stehen, eine Menge müssiger Gaffer darum herum. Wir sind hier auf dem eigentlichen Marktplatz, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und von verschiedenen Kaufquartieren umgeben ist.

Der Markt ist das Herz der Stadt. Hier strömen zu gewissen Zeiten die Menschen aus den entferntesten Teilen des Reiches zusammen, hier wühlt tagsüber alles durcheinander, um sich nach Sonnenuntergang wieder in die weitzerstreuten Hütten zurückzuziehen. Der Markt ist mit seinen freien Plätzen, auf denen es tagsüber von Menschen und Tieren wimmelt, seinen engen Barackengäßchen und seinen ineinanderzgepresten Standreihen, durch die sich stets ein Strom von Menschen drängt, eine Stadt für sich und würde einem Beobachter von einer Unzhöhe aus wie ein Umeisenbau erscheinen.

Obwohl der Markt mit Ausnahme des Sonntags immer ein mehr oder weniger bewegtes Treiben zeigt, müssen wir ihn an einem fernten Hütten, um ihre Produkte abzusetzen und aus dem Erlös etwa ein Stück Baumwollsstoff oder einen Sack Salz zu kaufen, während die Städter sich wieder mit Lebensmitteln und Brennstoff für die kommende Woche versorgen.

Wie in manchen Städten jedes Gewerbe seine Straße oder sein Quartier hat, so hat auch auf diesem Markte jeder Gegenstand sei= nen bestimmten Platz. Einen breiten Raum nimmt der Holzmarkt ein, denn Holz ist auf dieser baumarmen Höhe ein begehrter Gegen= stand, der hoch im Preise steht. Deshalb wird zum Feuern auch getrockneter Rinder= und Schafmist verwendet, wie von allen Bewohnern baumloser Gegenden, der Wüste sowohl wie des Hochgebirges, und auch dieser Gegenstand ist auf dem Markte vertreten. Anschließend an den Holzmarkt kommt der Heumarkt und der Samen= und Getreibemarkt, der aus Reihen von Ständen besteht, die aus aufeinander ge= schichteten Steinen hergerichtet sind und ein

Dachgerüste aus Ruten haben, über das ein Tuch gelegt werden kann zum Schute vor Sonne und Regen. Undere Plätze dienen dem Handel mit Kleinvieh und Ge= flügel, von Fellen, Del, Gemüse, Früchten u.a.m. Da geht ein rabenschwar= zer Weidmann umher und bietet den Fremden einen Affenpelz oder ein Leo= pardenfell zum Kaufe an. Hier hocken Weiber in langen Reihen auf dem Boden, schmutzig aus= teigige Brote sehende, feilhaltend, indem sie sich

die Zeit mit Schwahen vertreiben oder sich gegenseitig in ihrem krausen Haar das Ungeziefer suchen. Wenn sie dann eines der quälens den Tierchen erhascht haben, fahren sie damit zum Munde und zerdrücken es mit rachsüchtiger Freude zwischen ihren blendendweißen Zähnen.

Einige besondere Standreihen gehören den Schmuckwarenhändlern, die auf einem Tücklein vor ihren Knieen allerlei zierliche Dinge ausge= breitet haben, wie Ringe, Armbänder oder Kreuze zum Anhängen, zumeist Filigranarbeiten aus schlechtem Silber, aber von unendlicher Geduld. An einer bestimmten Ecke hocken Weiber, die geschmackvoll und zierlich geflochtene Körbchen aus farbigem Stroh feilbieten. Da= neben enthalten ganze Reihen von Ständen aus Europa eingeführten Kleinkram: Nägel, Na= deln, Knöpfe, Taschenmesser, Glasperlen und andern Tand, wie man ihn auf unsern Jahr= märkten findet. Hier hat ein Photograph im Freien seine Werkstatt eingerichtet: vor einer echt europäisch=kitschigen Kulisse erhebt sich ein ebensolcher Prunksessel, auf dem ein reicher Abessinier sitt, der von seinem Diener auf die Abkonterfeiung vorbereitet wird, indem er ihm die dicken Haare zu Berge kämmt. Das übrige Gesinde mitsamt dem wartenden Maulesel be= trachten die Photographien, die der Mann zur Reklame auf ein Brett geheftet und ausgestellt hat. Diese Photographien stellen zwar samt und sonders Landsleute von ihnen dar; allein die afrikanische Sonne hat die Bilder derart ge= bleicht und die Gesichter gelb gemacht, daß sie



Der Samen- und Raffeemarkt.

wie Europäer aussehen, denen es vor Hitze schlecht geworden ist.

Inmitten des Marktes befindet sich eine Polizeiwache: ein einstöckiges Häuschen mit einem rampenähnlichen, vom Dach geschützten Umgang, auf dem die Polizisten, in lumpige Uniformen gekleidet, barfuß, mit Flinten bewehrt, zusammen mit den Bösewichtern herumhocken, letztere je zwei und zwei an Füßen oder Armen zusammengeschmiedet und sonst noch mit allerlei Ketten beschwert — Leute, die eine Freiheitsstrafe abbüßen, wie sie hier verstanden wird; denn eigentliche Zuchthäuser gibt es keine im Lande.



Schmuckwarenhändler.



Der Kleibermarkt.

Der interessanteste Teil des Marktes sind die Handwerksbuden, blechgedeckte Holzbaracken, die eng zusammengerückt, mehrere schmale Gäß= chen bilden und ein kleines Quartier aus= machen, in dem nicht nur gefeilscht, sondern auch gearbeitet wird. Da trifft man ein ganzes Gäßchen nichts als Sattler und Lederarbeiter, welche mit allerlei Zierart geschmückte Sättel und die reichgestickten Geschirre für die Reit= tiere herstellen. In einem benachbarten Sträß= chen werden die schwarzen Wollpellerinen ge= macht, die zur Kleidung jedes bessern Abessi= niers gehören, und nebnan leuchtet ein ganzes Gäßchen von dem weißen Baumwollstoff, der hier zu der gewöhnlichen Kleidung des Abessi= niers verarbeitet wird. Während vor den Hüt= ten um die fertigen Beinkleider und Oberhem= den gemarktet wird, die zum Verkauf ausge= hängt find, ertönt aus dem schattigen Innern das Geräusch vieler eifrig getretener Nähmaschi=



Die St. Georgis-Kirche in Addis-Abeba.

Auch die Waffen= nen. schmiede haben ihren be= stimmten Winkel und das Rommen und Gehen, Keilschen und hämmern ift bei ihnen nicht weni= ger lebhaft als bei den andern Handwerksleuten. Da werden Schwert= und Dolchklingen, schön ver= zierte Lanzenspiten und fühn geschwungene Tür= fensäbel feilgeboten. Gi= nige Männer hocken am Boden, welche Säbelschei= den aus buntem Leder zu= sammennähen, während andere mit glühenden

Stempeln allerlei Verzie= rungen daraufdrücken. Wieder andere verfer= tigen die Handgriffe, die aus Horn gedrechselt werden, und zuletzt kommt noch der Silber= schmied, um einige silberne oder goldene Ver= zierungen anzubringen, denn der Abeffinier liebt schöne Waffen. Sie sind sein Stolz und seine ständigen Begleiter.

An den Markt schließen sich verschiedene Raufquartiere an, wo alles durcheinander wohnt, denn hier gibt es keine nach Rassen aeschiedenen Viertel wie in andern orientalischen Städten. Nur die Muselmannen werden durch den Kampfruf Allah's zusammengehalten und scharen sich um ihre Moschee, die den topo= graphischen und geistigen Mittelpunkt des islamitischen Quartiers bildet. Dies orientalische Gotteshaus mit Ruppel und Minaret, ist aus Lehm gebaut und ohne Richtmaß aufgeführt, so daß es mit seinen krummen Linien und sei= ner Erdfarbe wie ein Naturgebäude oder wie etwas Gewachsenes, organisch Gewordenes aus= sieht. Auch die orientalischen Juden haben noch ihren eigenen Winkel in der Stadt, in welchem sie, ein geringes Häuflein, wie Verschupfte zu= sammenhocken. Aber sonst wohnen hier die ver= schiedensten Rassen durcheinander. Da ein in= discher Kaufmann, daneben ein italienischer Bauunternehmer; dort die Handwerksbude irgend eines Europäers und unter dem gleichen Neben Dach ein arabischer Spezereihändler. indischen-Geldwechslern und griechischen Aller= weltshändlern wohnt friedlich ein deutscher Apotheker und in der Tischlerwerkstätte eines

Armeniers arbeiten am gleichen Werkstück Gesellen von weißer, brauner und schwarzer Haut.

Vom Markt führt eine breite Straße zur Kirche St. Georgis empor, der Haupt= und Hoffirche von Addis-Abeba, die auf einer sanf= ten Unhöhe liegt und das nach ihr genannte St. Georgsquartier dominiert. Es ist ein stei= nerner Rundbau, von armenischen Bauleuten auf Befehl Meneliks aufgeführt, geschmacklos von außen, schmucklos im Innern. Diese Kirche ist dem heiligen Georg geweiht, dem Schutzpatron von Addis-Abeba, denn die Abes= finier sind uralte Christen koptischen Bekennt= nisses, und ihre Religion ist Staatsreligion. Von Zeit zu Zeit begibt sich auch der Hof mit großem Gepränge zur Kirche, begleitet von Flötenbläsern, Soldaten und vielem Volk, um seine Anhänglichkeit an die altväterliche, allein wahre Religion auch öffentlich zu bezeugen.

Vor dem Gotteshaus liegen gruppenweise halbnackte Bettler, Blinde und Aussätzige herum, das Fleisch und Blut gewordene Elend, welches im Namen Jesu Christi die milde Gabe fordert. Auf dem Kirchhof liegt eine vermummte Gestalt im Schatten einer Trauersweide. Langsam richtet sie sich auf — ein lebensdiger Leichnam — und reckt die zerfressen Hamen Jesu gib mir etwas und ich bete für dich!

Sin vornehmer Abessinier kommt auf einem Cselchen herangetrabt, begleitet von seinen Knechten. Beim Singang zur Kirche hält er an und steigt ab. Mit einer eleganten Bewegung nimmt er den breiten Hut vom Kopfe, kniet nieder und küßt die heilige Schwelle. Seine Knechte tun desgleichen, und weiter geht es im Trab. Priester wandeln unter buntsei=



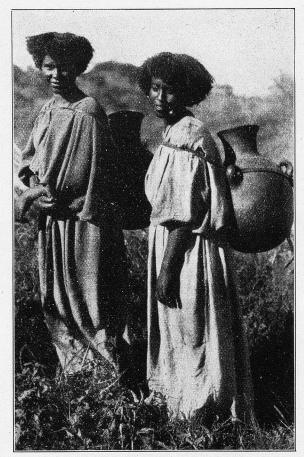
Mädchen vor ihrer Wohnhütte.



Vornehmer abessinischer Jüngling. (Der Zipfel der Pellerine gestattet, ein Gewehr darunter zu tragen.)

denen Sonnenschirmen vorüber, die ihnen von Anaben vorangetragen werden, den Priesterstab in der Hand und den hohen Turban auf dem Kopf; Diener folgen ihnen mit Weihrauchzgefäßen.

Wir reiten tiefer in die Stadt hinein und sehen uns bald nur noch von den runden Lehm= hütten der Eingeborenen umgeben. Die gel= ben Strohdächer lugen freundlich zwischen den fast weißlich schimmernden Eukalyptusstämmen hervor, die manchenorts so dicht beisammen= stehen, daß man in einem Wald zu sein glaubt. Diese Eufalypten sind von einer überaus grazisen Gestalt und schießen bisweilen zu gigan= tischer Höhe empor. Erst ziemlich hoch ver= ästeln sie sich und bilden eine schattenlose Krone von zartem, bläulich schimmerndem Laub. Die Hütten sind bald von hohen Staketenzäunen umschlossen, bald liegen sie offen am Wege. Ein paar nackte Kinder hocken gewöhnlich davor und überall dringt aus ihnen ein scharfer



Mädchen mit Wafferfrügen.

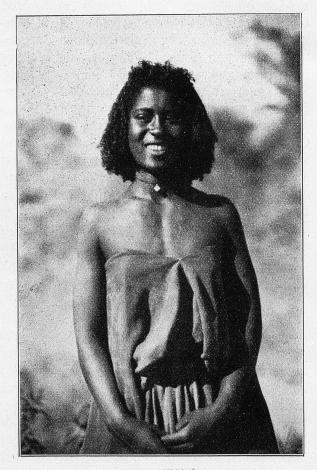
Rauch von verbranntem grünem Holz. Myri= aden von Fliegen tummeln sich in der warmen Luft; ohne den Fliegenwedel aus Pferdehaar könnte man sich ihrer kaum erwehren. Luft ist klar und fast immer weht ein leiser Wind, so daß das zarte Blätterwerk der Bäume in ständiger Bewegung ist. Und über dieser Landschaft wölbt sich hoch ein etwas süßlich= blauer, wolkenloser Himmel, aus dem eine heiße Sonne niederglüht.

Der Weg, auf dem wir reiten, zieht sich bald breit und eben dahin, bald wird er zu einem schmalen Pfad, von Felsblöcken übersät, und führt steil bergan, oder er senkt sich in eine Schlucht hinunter, so daß sogar das bergge= wohnte Maultier keinen Rat mehr weiß. Über= all treffen wir viel geschäftiges und viel müs= siges Volk. Mädchen wandeln unter strohgeflochtenen Sonnenschirmchen vorüber, in leichtem, graziösem, fast tänzelndem Schritt; Weiber beugen ihre Rücken unter der Last irbener Wasserkrüge. Bettelmusikanten hocken am Wege, von lungerndem Volk umgeben, und entlocken einer primitiven Sarfe einige dumpfe Töne, die sie mit näselndem Gesumme beglei= ten. Wilde, herrenlose Sunde streifen meuten= weise herum, den Unrat der Straßen durch= suchend.

Durch ein stilles Gäßchen, das sich zwischen Grünhecken hinzieht, hinter denen verschlafene Gehöfte liegen, kommen wir unvermittelt auf eine breite, belebte Straße, die zum "Gebi", zu des Königs mauerumgürteter Residenz führt. Da werden wir uns wieder bewußt, daß die Neue Blume nicht nur irgendeine beliebige abessinische Stadt ist, sondern die Residenz des

gewaltigen Feudalreiches.

Vornehme Abessinier reiten zu Hof, in der obligaten Pellerine, den breiten Filz auf dem Ropf, begleitet von vielen Knechten, die zu Fuß hinter dem Maultier ihres Herrn herlaufen, das Gewehr auf der Schulter und das Schwert an der Seite. Hier kommt ein Häuptling aus der Provinz. Er ist noch nicht hauptstädtisch angehaucht und statt Vellerine und hut trägt er ein Wams aus Leopardenfell und als Kopf= bedeckung das Stirnband mit der Löwenmähne; als Waffen führt er Schild und Lanze. Auch



Junges Mädchen.

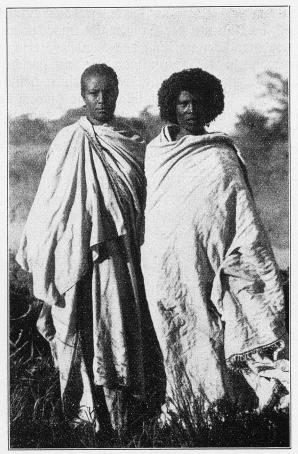
ein europäischer Diplomat ist zu sehen, der von einer Audienz zurücksehrt. Natürlich ist er zu Pferde und nach hiesigem Brauch von einigen berittenen Leuten begleitet, die mit Gewehr und Lanze bewaffnet sind. Die Residenz hat die Bertretungen der europäischen Großmächte angezogen, die alle etwas außerhalb der Stadt ihre prächtigen Besitzungen haben.

Mitunter gibt es wunderliche Aufzüge, wenn etwa ein Provinzfürst mit seinen schwarzen Trabanten aus fernen sagenhaften Landen herstommt, um den schuldigen Tribut in die Reichshauptstadt zu bringen und den "König der Könige" seines Gehorsams zu versichern.

Wir find hier vor dem "Gebi", der Königs= burg, die einen ganzen Hügel in Anspruch nimmt, von einer halben Stunde im Umfang. Er ist von mehreren Mauergürteln umgeben und umfaßt neben den einfachen Wohngebäuden des Herrschers und seiner Familie, den Hütten des zahlreichen Gesindes und der Leibmache, riefige Fest= und Speisehallen, weitläu= fige Rollschuppen, Speicher und Magazine, das Arsenal und die königlichen Werkstätten, ferner die Post, sowie eine Menge unnennbarer Süt= ten und Baracken. Alles ist in einem unsäglich verlotterten Zustand; manche Gebäude sind dem Einsturz nahe, ohne daß etwas daran ge= macht würde. Der äußere Eingang ist mit einer Art Triumphbogen geschmückt, auf dem Soldaten hocken, das Gewehr zwischen den Anieen. Auch in den Vorhöfen liegen sie zu Sunderten herum.

Vor dem Tore geht es lebhaft zu. Gruppen kommen und gehen. Es ist immer dasselbe Bild: der Herr reitet auf einem Maultier; ein Diener läuft neben ihm her und trägt ihm die Sandalen, denn der Herr sitzt barfuß im Sattel und schlüpft mit der großen Zehe in den schmalen Steigbügel. Es folgt ein Trupp von Knechten, die neben und hinter ihm herlaufen, in schmutzigen Gewändern, barfuß und barhaupt, mit Gewehr und Säbel bewaffnet. Bald sind es ihrer dreißig, vierzig, bald mehrere Hundert, bald nur ihrer vier oder fünf, je nach dem Vermögen und der Stellung ihres Herrn. Aber sie begleiten ihn auf jedem Ausgang und wenn er nur hundert Schritte weit geht.

Der Platz vor dem Tor gleicht einem Lager. Knechte und Keittiere warten auf ihre Herren; die Diener kauern am Boden, ihre Gewehre



Gallafrau (rechts) und Abessinierin (links).

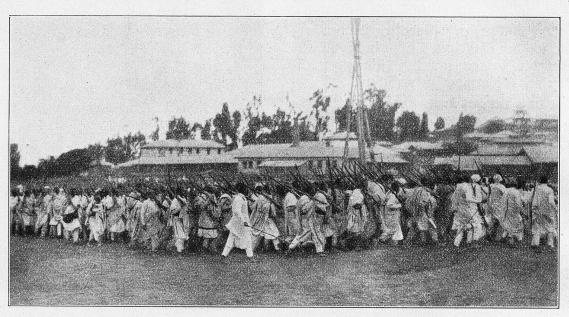
zwischen den Knieen und vertreiben sich die Zeit mit Schwatzen.

Da, fast vor dem Eingang zur Burg liegt ein totes Kamel im Staube. Es mag unter der zu großen Last zusammengebrochen und am Weg verendet sein. Morgen wird man nur noch sein Stelett hier finden, denn die Raben und Aasgeier, durch den Geruch des Tieres an= gezogen, haben sich schon auf den benachbarten Bäumen und Dächern versammelt und warten nur den Augenblick ab, da die Menschen ihnen den Platz überlassen, um sich auf die Beute zu ftürzen, die ihnen der Tod hierher gelegt hat. Denn gleich nach Sonnenuntergang zerstreuen sich die Menschen und schlüpfen in ihre Hütten oder verkriechen sich sonst in irgendeinen Win= kel. In der Dunkelheit schläft diese Stadt und two die Menschen bei Tage noch so dicht durch= einander gekrappelt, ift es dann still und tot wie in einem Ameisenhaufen nach Sonnenuntergang.

Aber nicht das ganze Jahr zeigt Addis= Abeba das heschriebene Bild. Die Tropenregen, die sich vom April an durch Vorboten anmelden, im Juli mit der Hauptmacht einrücken und etwa drei Monate lang das Land beherrschen, verwandeln die Hauptstadt, die auf weichem Lehmgrund erbaut ist, alsbald in einen riesigen Sumps. Dann ist der Markt nur schwach besucht und wer draußen nichts zu tun hat, bleibt zu Hause. Handel und Verkehr stocken, die Karawanen treffen nicht mehr oder mit So nachteilig diese Regen auf Handel und Wandel wirken, so segensreich sind sie für die Kulturen. In kurzer Zeit verwandeln sie die über den Winter ausgedörrte Landschaft in einen grünen Garten.

* * *

Wie ganz anders sieht diese moderne Hauptstadt aus, als was wir uns unter diesem Worte



Die Leibwache des Prinzregenten (vor dem "Gebi").

großen Verspätungen ein. Die ganze Stadt ist in eine rotbraune Sauce getaucht, die be= rühmte "Tschigga", die dem Europäer den Aufenthalt in der schwarzen Hauptstadt verleiden macht. "Tschigga" nennt der Abessinier diesen alles bedeckenden lehmigen Brei in trefflicher Nachahmung des Lautes, der beim Einsinken und Herausziehen des Fußes entsteht. Tschigga, tschigga tönt es immerfort wie das Geräusch einer Pumpe und dieses Tschigga ist so charak= teristisch für Addis-Abeba, daß man eine Schilderung dieser Stadt ganz gut mit "Tschigga" überschreiben könnte. — Durch die anhaltenden Regengüsse werden die Wege bald grundlos, Menschen und Tiere sinken bis an die Waden, bis an die Knie ein; die zahmsten Wässerlein verwandeln sich in tosende Sturzbäche und die Flüsse werden zu reißenden Strömen nach den von gewaltigen Gewittern begleiteten Wolken= brüchen. Manche Karawanenwege werden un= passierbar und ganze Provinzen können für Wochen nicht mehr mit der Hauptstadt ver= fehren.

vorzustellen gewohnt sind! — Das ist keine Me= tropole im europäischen Sinne, keine jener modernen, vierectigen, "abstrakten" Städte, wo nach einem einheitlichen Plane gebaut wurde und wo sich der ordnende Verstand eines Ein= zelnen erkennen läßt, sondern hier wurde noch von jedem nach seinem Sinne gebaut, aber nach dem ererbten Instinkt, so daß doch ein orga= nisches Ganzes daraus geworden ist. Diese Stadt hat noch nicht ihren eigenen, der Zeit vorgreifenden Rhythmus, sondern sie lebt noch mit dem Pulsschlag der Natur. Addis-Abeba ist nicht einmal eine Stadt zu nennen, sofern wir darunter eine geschlossene Siedelung ver= stehen, sondern eher ein Dorf. Allerdings ein Dorf von gewaltiger Ausdehnung: braucht doch ein gutes Maultier etwa zwei Stunden, um uns vom einen Ende zum andern zu bringen.

Der historische Kern der Siedelung ist die Königsburg, die die Stadt dominiert und aus dem königlichen Feldlager entstanden ist. Die Zelte der Basallen, Krieger und Beamten, verwandelten sich allmählich in die wetterfesteren

Lehmhütten. Ein Markt kam nach, und die Stadt war fertig. — Noch zu Lebzeiten des Gründers entwickelte sich der neue Ort zum Haupthandelsplat des Landes, und seit zehn Jahren ist er Endstation der Eisenbahn ans Kote Meer.

Die abessinische Hauptstadt ist nun durch Draht und Schienenstrang mit der großen Welt verbunden; der weite Raum ist überwunden, aber zwischen ihr und Westeuropa liegt trennend immer noch die Zeit: nämlich ein Jahrtausend menschlicher Entwicklung.

Ludwig Thoma: Ein Volksdichter.

Von Carl Seelig.

Der Verlag Albert Langen in München, dem die "Gesammelten Werke" von Ludwig Thoma zu danken sind, nennt ihn "Baherns volkstümlichsten Dichter". Sin Wort,

das nicht zu hoch gegriffen ift, benn selten wird man das Herz eines Volkes unverfälschter schla= gen hören als in diesen vier wohlbe= leibten Bänden, die, Beugnis einer un= wandelbaren Liebe, Seimatkunst im be-Sinne sind. Ihre tiefsten Wur= zeln findet man in Thoma's ganz von banrischer Luft um= wehtem Leben, des= sen Stappen unter den Abschnitten "Autobiographi= sches", "Erinne= rungen", "Leute, die ich kannte" und "Stadelheimer Tagebuch" aufge= zeichnet sind. fonders gern ber= weilt der Dichter

bei feiner Jugendszeit, die ihm, da sein Vater Oberförster war, die für sein späteres Schaffen ausschlaggebende Kenntnis von Natur und Bauernvolk schenkte. Ereignisse, die im Stadtkind bald verblassen, schlugen ihn als Mann noch oft in ihren Bann, so die Weihnachtsfeste, die das einsame Förstershaus wochenlang mit Aufregung und freudiger Erwartung belebten. "Als meine Mutter—erzählt Thoma — an einem Morgen nach der

Bescherung in das Zimmer eintrat, wo der Christbaum stand, sah sie mich stolz mit einem Säbel herumspazieren, aber ebenso frohbewegt, schritt mein Vater im Hemde auf und ab und hatte den neuen Werderstutzen umgeshängt, den ihm das Christfind gebracht hatte." Weniger alücklich gestalteten

glücklich gestalteten sich die von sonnigen Ferien erhellten Münchner Schul= jahre, worüber er unter anderem nach= denklich folgendes schreibt: "Ich halte für die beste Erzie= hung die, die jungen Menschen Wider= willen gegen Takt= losigkeit und Unbe= scheidenheit einflößt. Da ist Vorbeding= ung ein herzliches Verhältnis zu den Lehrern. Das un= fere war so, daß wir alle, auch da, wo wir das Recht auf

Seiten der Lehrer

sahen, Partei gegen



Ludwig Thoma.

sie nahmen. Das natürliche Empfinden der Jugend entscheidet sich aber, wenn es nicht durch schädigende Einflüsse beirrt wird, immer für das Recht. Der schädliche Einfluß war das ganze System. Heute ist, wie ich sehen kann, vieles besser geworden. Und ich glaube, die Schüler von heute werden sich dereinst nicht mehr als Graubärte mit Entrüstung über ihre Schulzeit unterhalten." Ein harmloser, vom Rektor unnötig aufgebauschter